

Häftling Nummer 27084 im Konzentrationslager Dachau

Es fällt mir schwer, aus der Fülle vorliegender Berichte über die Lagerzeit eine Auswahl zu treffen. Zunächst soll ein Erlebnisbericht folgen über den äußeren Ablauf der Lagerzeit, den Kaplan Dresbach 1946 in Honnef abgefaßt hat. Er wird an passender Stelle ergänzt durch konkrete Schilderungen aus anderen Berichten. Danach folgen weitere Kapitel über die Gruppenarbeit der Schönstattpriester im Lager und über die Beziehung Kaplan Dresbachs zu Pater Kentenich. Dazu sei auch hingewiesen auf die ausführliche und fundierte Schilderung von Pater Engelbert Monnerjahn in "Häftling Nr. 29392. Der Gründer des Schönstattwerkes als Gefangener der Gestapo 1941-1945. Patris Verlag 1975".

Gleich nach der Einlieferung kam Kaplan Dresbach auf den sogenannten Zugangsblock (91). Wir lassen ihn selbst berichten: „.... *Auf unsere Zebraanzüge, die zu eng, zu kurz, mit vielen Flickern und bald auch Löchern versehen waren, hatten wir Nummer und Winkel (rote) anzunähen, durch welche letzteren wir als 'politische Gefangene' d.h. Staatsfeinde, zu erkennen waren. Man lernte in Holzpantinen zu marschieren und zu exerzieren, geistlose Lieder nach preußischen Manieren zu singen, Betten zu bauen, Stuben zu fegen, Fenster zu putzen, Kostkübel zu schleppen, bis auf die Haut naß zu werden, sich anbrüllen und ohrfeigen zu lassen, mit der SS zu sprechen oder auch zu schweigen usw.*

Am 04.09. kam ich vom sog. Zugangsblock auf Block 26, Stube 3, den Priesterblock (Gott sei Lob und Dank, daß es diesen gab!).

Am darauffolgenden Sonntag wurden wir dem ersten Lagerführer namens Zill vorgestellt, der uns durch wüste Beschimpfungen und Androhung sadistischer Strafen willkommen hieß. - Am darauffolgenden Montag, dem 08.09., kam ich mit zwei deutschen und zwei polnischen Konfratres in den Revierblock 7, d.h. in die Infektionsbaracke,

wo wir viereinhalb Wochen mitten unter mehr oder weniger gefährlichen und z.T. ekelhaften ansteckenden Krankheiten, obwohl selber kerngesund, liegen mußten. Am 09.10.1941 durfte ich in den Block 26 zurückkehren."

Heinz Dresbach erinnerte sich nicht mehr, aus welchem Grunde er mit den anderen als Gesunder in die Infektionsbaracke gekommen war. Erzdekan Leopold Klima aus Böhmisches Budweis, den dasselbe Schicksal ereilte, berichtet: *„Der Grund unserer Einlieferung soll gewesen sein, daß sich unter uns ein Typhuskranker befunden habe, und darum müßten wir eine Art Quarantäne mitmachen.“* Leopold Klima schreibt, daß er das Leben im Revier wie eine Hölle empfand. Er schildert, wie besonders die Priester dem Haß und Spott mancher Mithäftlinge wie auch der Brutalität mancher Pfleger ausgeliefert waren, wie die Priester aber auch den schwer Leidenden und besonders den Sterbenden beizustehen versuchten, was strengstens verboten war. So berichtet er beispielsweise: *„Einige Betten weiter lag auch ein Mann, der recht krank schien. Einmal in der Nacht stöhnte er und wimmerte ganz laut. Da ließ sich der Oberpfleger Hans, der im Schlafe aufgestört wurde, vernehmen: ‚Hau dem Idioten einen über die Papp'n, daß er Ruhe gibt!‘ Ich eilte zum Lager des Kranken und suchte ihn zu beruhigen. Und schon kam auch Heinz Dresbach und flüsterte mir zu: ‚Ich habe ihm schon die Absolution erteilt.‘ Da er jetzt ganz ruhig dalag, konnten wir auf unser Lager zurück. Als wir am Morgen aufstanden, lag der Mann bereits tot da.“* (aus: Eugen Weiler, *Die Geistlichen in Dachau* S. 818 ff.)

Kaplan Dresbach fährt in seinem Bericht fort: *„Bis Ende des Jahres 1941 hatten wir Geistliche eine gewisse Sonderstellung im Lager, d.h. wir brauchten nicht in einem Arbeitskommando zu schaffen, bekamen eine unerheblich andere Verpflegung als das übrige Lager, wurden täglich mit einem viertel Liter Wein bedacht, das unter dramatischen Umständen und auf Befehl der SS in unmöglicher Geschwindigkeit ‚auszusaußen‘ war, und erhielten außerdem dreimal wöchentlich einen halben Liter Kakao. Zudem war unser Block 26, seitdem die erste Stube als Kapelle eingerichtet war — wohl auf Verhandlung des Papstes Pius XII hin — durch Maschendraht und*

Stacheldraht vom übrigen Lager getrennt und durfte von Nichtpriestern nicht betreten werden. Diese ‚Haft in der Haft‘ konnte uns in mancher Hinsicht nur recht sein.

Der Beginn des Jahres 1942 brachte grundlegende Veränderungen für uns mit sich. Nachdem wir einen neuen ersten Lagerführer namens Hoffmann bekommen hatten, der ‚der Mörder von Dachau‘ genannt wurde, stempelte man uns zum ‚Arbeitsblock‘, wodurch alle Vergünstigungen aufgehoben wurden. Unser Blockältester, der ein Kommunist übelster Sorte war, verschachtete uns morgens beim Frühappell einem Kapo, einem Gesinnungsgenossen, um Schnee zu schaufeln oder Kohlen oder Humus zu fahren, bis dann Ende April die ersten von uns offiziell einem Arbeitskommando eingereiht wurden und in der Plantage mehr oder weniger schwere Feldarbeit leisten mußten. Da seit Beginn des sehr strengen Winters die Lagerkantine uns an Lebensmitteln nur noch selten ein Spärliches liefern konnte, und die Lagerkost zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel war, wurde der Hunger von Monat zu Monat größer, was von der Lagerführung mit Leichtigkeit hätte vermieden werden können und was zu sehr in die Ausrottungspolitik des Dritten Reiches hineinpaßte. In unserem ausgehungerten Zustand war schon verhältnismäßig leichte Arbeit für uns eine übergroße Anstrengung, wobei die schneidende Kälte, die unzulängliche Kleidung und die Nässe - man kam oft tagelang nicht aus den nassen Kleidern heraus - uns an den Rand des Todes brachten. Schon im Juni machten sich die Folgen der Unterernährung bemerkbar. Man bekam Wasser in die Beine bis an die Hüften, man war zu schwach, Treppen zu steigen und zu laufen, das Augenlicht und das Gehör ließen nach. Und bald stellte sich bei vielen Bauchtyphus ein, dem Ende des Monats die Ersten erlagen. Von da an kamen fast täglich Todesmeldungen vom Revier."

Auch Heinz Dresbach wurde in diesem berüchtigten Hungersommer 1942 zur Arbeit in der Plantage eingeteilt. Er wog noch etwas über 90 Pfund. Zwei Begebenheiten sollen deutlich machen, wie sehr der Hunger quälte, wie deutlich er aber auch die Hilfe der Gottesmutter erfahren durfte. Heinz Dresbach berichtet: „Es war an einem Nachmittag und es ging auf drei Uhr zu. Mir war bewußt, daß

es die Todesstunde Jesu war. Ich ging bei der Gartenarbeit allein hinter der Harkmaschine her und verspürte an jenem Nachmittag einen Hunger wie selten in dieser schlimmen Zeit. Da nahm ich meine Zuflucht zur Gottesmutter. Ich habe in meinem Herzen so innig wie selten in meinem Leben gefleht und habe ihr gesagt, sie müsse mir unbedingt ganz schnell etwas zu essen verschaffen, ganz egal was und woher. Sie wisse das gut und habe viele Möglichkeiten zu helfen. Kaum hatte ich mein Gebet beendet, da geschah etwas Einmaliges. Ich muß noch erklären, daß zwischen den einzelnen langen Feldstreifen mehrere Reihen Johannisbeersträucher standen. Sie hingen übervoll von schwarzen hochreifen Beeren. Ein Unteraufseher stand am Anfang dieser Reihen und hatte genau aufzupassen, daß niemand von uns an die Sträucher ging. Als ich nun soeben mein Gebet zur Mutter beendet hatte, sahen wir, wie unser Unteraufseher Oskar, ein junger Sportlehrer aus Warschau, sich umdrehte, seinen Platz verließ und sich auf dem langen Weg durch die Plantage von uns entfernte. Wir wußten nicht, wohin er wollte, aber er ging und ging und hat sich kein einziges Mal zu uns herumgedreht. Er ging so weit, daß er nach einiger Zeit in der Ferne der riesigen Plantage nicht mehr zu sehen war. Ein für unsere Verhältnisse unbegreiflicher Vorgang. Wir Harkleute schauten uns an, und ohne daß auch nur ein Wort gesagt werden mußte, waren wir uns einig. Unsere kleinen demütigen Harkmaschinen standen mutterseelenallein auf dem Feld verstreut umher und übten sich in Dachauer Geduld. Wir aber waren unsichtbar geworden. Wir waren in den Sträuchern untergetaucht und hatten begonnen, mit göttlicher Erlaubnis von den Beeren zu ernten. Man konnte an einem Fleck hocken bleiben, so reichlich war das Mahl bereitet. Ich hatte meine schirmlose Mütze abgenommen und pflückte die würzigen Beeren in den Mund und in die Mütze, um dann auch diese noch leer zu essen. Es mag so ungefähr eine ganze Viertelstunde vergangen sein, als ein leiser Pfiff zu hören war, ein Warnungszeichen. Ich lugte über einen Strauch und sah aus weitester Ferne Oskar nahen. Einer nach dem anderen tauchte langsam und unauffällig auf, als habe er in gebückter Stellung etwas an der Maschine zu reparieren gehabt. Und noch ehe Oskar in größere Nähe gekommen war, konnte er sich davon überzeugen, daß wir fleißig bei der Arbeit waren, ‚wie das Gesetz es befahl‘. Oskar stellte

sich wieder auf seinen Aufpasserplatz, um genau darauf zu achten, daß nur ja niemand von uns den Sträuchern zu nahe kam. Mein Herz jubelte voller Dankbarkeit, denn die Mutter hatte mich so offensichtlich erhört und das auf der Stelle, daß man nicht mehr zweifeln konnte, wer da seine liebende Hand im Spiele hatte."

Bei einer anderen Gelegenheit erlebte Heinz Dresbach Folgendes, wieder bei der Gartenarbeit in der Plantage. Er berichtet: „Ich weiß gar nicht mehr, wie es eigentlich kam, daß ich einmal ganz allein mit meiner Harkmaschine auf einem Möhrenfeld meine Bahnen fuhr, denn sonst waren wir immer auf dem gleichen Feld zusammen. Am Ende dieses Feldes erhob sich ein hölzerner Wachturm, auf dem ein SS-Mann mit seinem Maschinengewehr stand und mir von oben zuguckte, wie ich unten auf dem Feld immer näher herankam. In mir braute sich ein Plan zusammen. Als ich nahe genug war, rief ich zum SS-Mann hinauf: ‚Wenn Sie wüßten, welch schlimmen Hunger wir Häftlinge haben, würden Sie nicht so genau aufpassen!‘ Kaum hatte ich meinen Ruf getan, da drehte sich der Wachhabende um 90 Grad nach rechts und schaute in eine andere Richtung und nicht mehr auf mich. Das reichte mir. Ich wußte, was er meinte, und was der Himmel ihm eingegeben hatte. Ich machte mich sofort über die Möhren her, riß aus, was mir in die Fänge kam, entfernte das ‚Gesträuch‘ davon, reinigte sie notdürftig und begann zu füttern. Zwischendurch stopfte ich mir sämtliche Taschen voll mit Möhren. Nach einiger Zeit drehte sich mein SS-Mann wieder zu mir und rief herunter ‚Jetzt ist aber Zeit, daß Du aufhörst!‘ Ich antwortete zu ihm hinauf: ‚Ich danke Ihnen. Sie haben mir eine große Wohltat erwiesen.‘ Dann steuerte ich auf einen Wasserbehälter zu, in dem ich den Inhalt meiner Taschen reinigen konnte, um ihn auch noch zu verzehren. Wieder die gleiche große Freude und Dankbarkeit. Diesen SS-Mann habe ich danach ganz besonders in meine täglichen Gebete eingeschlossen, um es ihm auf höhere Weise tausendfach zu vergelten, daß er Werkzeug Gottes und unserer himmlischen Mutter war, ohne es im entferntesten zu ahnen."

Im August 1942 wurde auch Kaplan Dresbach auf den Tod krank. Er fährt fort in seinem Erlebnisbericht: „Am 17. August gelang es mir,

nachdem ich schon etwa zwei Wochen die Enteritis hatte, durch Fürsprache und gute Beziehungen ins Revier aufgenommen zu werden. Zum zweiten Mal landete ich auf dem Infektionsblock 7. Die Todeszahlen stiegen täglich bis auf dreißig. Zweimal stand ich kurz vor dem Sterben, ohne etwas anderes zu meiner Rettung unternehmen zu können als - trotz der überaus großen Schwäche - ein absolutes Fasten zu halten, mir auf illegalem Wege ein paar Kohletabletten zu ‚organisieren‘ und im übrigen auf die Hilfe Gottes und der Gottesmutter zu vertrauen. Anfang Oktober war ich soweit, daß ich das Revier verlassen konnte, um am 22. desselben Monates in das Arbeitskommando ‚Strumpfstopferei‘ aufgenommen zu werden. Der Vorteil bei dieser Arbeit war, daß man ein Dach über dem Kopf hatte und sitzende Arbeit verrichtete. Doch schon nach drei Wochen schob man mich ohne mein Zutun in ein neues Kommando, nämlich die Kommandanturreinigung, d.h. man durfte der SS den Dreck fegen. Der Aufenthalt in ungeheizten Räumen war für einen Körper, der soeben den Hungertyphus überwunden hatte, Gift, so daß ich meinem Kapo gegenüber die Bitte aussprach: Wenn es möglich sei, möge er mich in einem geheizten Raum arbeiten lassen. Da dieser mein vorgesetzter Mithäftling ein ‚Pfaffenfeind‘ war, hatte er nichts Eiligeres zu tun, als zum nächstbesten SS-Mann zu laufen und bei ihm Klage zu führen, mir sei die Arbeit zu schwer, weil - wie er hinzufügte - solcherlei Leute in ihrem Leben noch nie gearbeitet hätten. Die Folge dieser Meldung war ein Verhör von seiten des Kapo in Gegenwart des SS-Mannes, wobei jener mir Aussagen in den Mund legte, die ich nie gemacht hatte. Meine empörte Verteidigung wurde von seiner Seite mit Gebrüll, wüsten Schlägen und Fußtritten beantwortet. Erst als meine Brille in weitem Bogen durch das Zimmer flog und zerbrochen in einer Ecke landete, kam der Wüterich zu sich. Auf dem Rückweg ins Lager drehte er das Fähnchen wieder herum und sprach mir gut zu, weil er Angst hatte, die zerbrochene Brille könnte zu reden anfangen, und er versprach mir, meinen ursprünglichen Wunsch zu erfüllen. Ich kam dann auch tatsächlich tags darauf in die Funkstelle, wo ein Polizeisender die Verbindung zwischen Berlin und dem KZ zu halten hatte. Meine Rettung war es, nun den ganzen Tag über in geheizten Räumen zu arbeiten. Mein neuer Beruf bestand in: Kehren, Putzen, Staubwischen, Fahrradreinigung,

Hosen bügeln, Organisieren für die SS, alles in allem: aus einem rheinischen Kaplan war ein bayerischer Hausel geworden. Am Weihnachtsmorgen, während in unserer Lagerkapelle das Hochamt gefeiert wurde, mußte ich für einen 21-jährigen Sturmmann einen tadellosen Kniff in die Hose bügeln.

Die Arbeit in der Funkstelle nahm im Januar 1943 ein jähes Ende, als über das ganze Lager eine Typhusquarantäne verhängt wurde. So sehr die folgenden Wochen einer großen Zahl von Gefangenen den Tod brachten, so wurde uns, die wir nicht von der Seuche befallen wurden, die Gelegenheit einer gewissen Erholung zuteil, denn wir arbeiteten nicht, durften unseren Block nicht verlassen, mußten viel schlafen, und — was das Wichtigste war — die Lebensmittelpakete, deren Empfang uns seit Ende 1942 gestattet war, begannen uns mit einiger Regelmäßigkeit zu erreichen. Wäre uns diese Hilfe nicht zuteil geworden, dann hätte niemand von uns das Ende des Krieges und damit die wiedergewonnene Freiheit erlebt. Nachdem die Epidemie überwunden war, begann der Dienst wieder in der physischen und geistigen Kälte der SS-Baracken. Mittlerweile war uns auch ein neuer Kapo zuteil geworden, dessen Methoden den Geistlichen gegenüber ebenfalls nichts zu wünschen übrig ließen. Er erteilte mir einen Auftrag nach dem anderen, und, sobald ich ihn ausgeführt hatte, brach ein Donnerwetter los, daß ich gegen seinen Willen gehandelt hätte. Es war nur zu ersichtlich, daß er mich durch diese Schikane aus dem Kommando herauszuekeln suchte. Als die Lage nach einigen Tagen unerträglich geworden war, stiefelte er zum Arbeitseinsatz, um Klage gegen mich zu erheben. Der Erfolg konnte mir dieses Mal sehr recht sein, denn ich flog aus dem Arbeitskommando heraus, was schon lange mein geheimer Wunsch war, weil ich Aussicht hatte, in der Besoldungsstelle der Waffen-SS unterzukommen. Am 25. März - die großen Marienfeste bedeuteten oft einen Einschnitt in unsere Lage - ging mein Wunsch in Erfüllung. Über sieben Monate haben wir dort zu etwa 140 Gefangenen - unter ihnen ungefähr 90 Geistliche - von morgens bis abends mit rassenreinen Stilblüten der Herrenmenschen zusammengearbeitet. Es verdient der Nachwelt überliefert zu werden, daß diese von Phrasen strotzenden Maulhelden ihren welterobernden Glauben dadurch in die Tat

umsetzten, daß sie auf unsere Kosten nach Strich und Faden faulenzten, alles unternahmen, um nur ja der Front zu entgehen, ihre Vorgesetzten belogen und hintergingen, die Vorschriften nach allen Richtungen übertraten, ihre laut ausposaunte Kameradschaftlichkeit durch einen kräftig entwickelten Egoismus unter Beweis stellten, indem sie u.a. in unserer Gegenwart — ohne rot zu werden — über ihre Kameraden herfielen, uns gegenüber ganz bedenkenlos ihre ‚sittlichen‘ Auffassungen und Erlebnisse zum besten gaben und im übrigen stahlen, organisierten und zusammenhamsterten, was ihnen in die Fänge kam. In diese Zeit fiel auch der 24. Oktober, an dem ich nach über 28 Monaten erneut Primiz feiern durfte. Im ganzen habe ich in den fast vier Jahren meiner Gefangenschaft viermal zelebrieren können (24.10.43; 01.01.44; 22.02.44; 11.06.44).

Anfang November gelang es mit Hilfe der göttlichen Vorsehung und anderer Lagerinstanzen, von der Besoldungsstelle freizukommen und in das Postkommando aufgenommen zu werden. Von da an gehörte ich zu jenen sieben Häftlingen, die allmorgendlich um fünf Uhr mit einem Lastauto unter SS-Bewachung zum Bahnhof nach Dachau zu fahren und alle in Frage kommenden Paketsendungen ins Lager zu transportieren hatten. Diese Tätigkeit brachte uns eine bedeutende Erleichterung unserer Lage, weil die Arbeit um 9 Uhr oder spätestens 10 Uhr vormittags anfang aufzuhören. Ich hatte somit viel Zeit, mich mit den Dingen beschäftigen zu können, die weniger mit der SS, dafür aber umso mehr mit meinem Beruf und dem Reich Gottes zu tun hatten. Mitte März 1944 flogen die Geistlichen aus allen Kommandos heraus, in denen sie irgendeine Gelegenheit hatten, mit der Außenwelt in Verbindung zu treten. Ich gehörte also von da an zu den ‚Uneingeteilten‘. Die häufigen und gewaltsamen Versuche des Arbeitseinsatzes, mich in dieses oder jenes Kommando zu stecken, scheiterten an der machtvollen Hilfe der göttlichen Vorsehung und unserer himmlischen Mutter, die wir zu unserer Lagermutter und Lagerkönigin erwählt hatten.

Endlich am 13. Juli gelang es, daß ich in die Strohsackflickerei aufgenommen wurde. Dieses Kommando, in dem nur Geistliche tätig waren, hatte es bald soweit gebracht, daß man nur noch nominell ein

gewisses Quantum von Arbeit leistete, in Wirklichkeit aber gar nichts mehr tat. Ich konnte mich nun legalerweise den ganzen Tag meinen Lieblingsbeschäftigungen widmen. Zum Ausgleich dafür wurde das Zusammenleben immer mehr erschwert, da wir allmählich von 50 Häftlingen pro Stube auf etwa 250 angewachsen waren. Der Monat Oktober sah mich ein drittes und letztes Mal im Revier, in das ich wegen einer kleinen Gesichtsrose 11 Tage mich zurückziehen gezwungen war, natürlich wieder auf dem Infektionsblock 7. Ich hatte das unglaubliche Glück, während dieser Tage fast ununterbrochen das Allerheiligste unter meinem Kopfkissen zu beherbergen. In der Nacht, als alles schlief, wurde Kommunionfeier gehalten, die man das ganze Leben hindurch nicht mehr vergessen kann.

Der Winter 1944/45 wurde zu einer Todesernte, wie sie Dachau noch nicht gesehen hatte. Wir ‚Reichsdeutsche‘ bekamen noch etliche Pakete, und einige andere Nationen wurden in den Wintermonaten vom Roten Kreuz bedacht, aber im übrigen war die Typhus- und Hungerepidemie so erschreckend groß geworden, daß monatlich bis über 4000 Häftlinge dahinstarben. Dazu kam die wachsende Nervosität, je näher das Ende des Krieges heranrückte. Denn vernünftigerweise mußte man damit rechnen, daß das untergehende Nazisystem alles versuchen würde, um uns zu vernichten. Umso überraschender war es für uns, daß am 27. März die ersten reichsdeutschen Geistlichen in größerer Zahl entlassen wurden. Der 5. April, der Donnerstag in der Osteroktav, öffnete auch mir das Tor in die lang und heiß ersehnte Freiheit. In Ulm sollte ich noch einige Tage hindurch die Schrecken der Bombenangriffe kennenlernen, vor denen wir bis dahin von den Alliierten planmäßig verschont worden waren. Als in einem kleinen Dorfe der Schwäbischen Alb die Front über uns hinweggerollt war, stand uns endlich wieder der Weg in die Heimat offen, die wir am unvergeßlichen Pfingstsonntag 1945 wiedersehen durften.“